

Aus der politischen Woche

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **16 (1926)**

Heft 33

PDF erstellt am: **23.04.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Poß Donner! Hier ging es räh zu. Man hörte das Reuchen der beiden über den ganzen Platz hin, sie wurden wild, ihre Gesichter verzerrten sich und wurden rot wie das Feld der Schweizerfahne, ihre Muskeln spannten sich zum Versten und drohten die Haut zu zerreißen.

Plötzlich hob der Große den Gedrängten mit unerhörter Menschenkraft empor, faßte ihn an beiden Beinen, wollte ihn niederschmettern. Dabei streifte die Brust des Fallenden das Tischchen eines Kampfrichters, ein mächtiger Span der Tischplatte splitterte krachend, wie von einer Art getroffen, ab. Niemand konnte daran zweifeln, daß dies ziemlich mas-sive Arbeit war, ein gewöhnlicher Sterblicher hätte sich wahr-scheinlich stöhnend zum letzten Stündlein hingelegt. Der Stier hingegen stand wieder auf, hielt sich die Seite, machte ein wütendes Gesicht und verließ protestierend den Kampfplatz.

Unglaublich, dachte der zuschauende Poßhard.

So wurde nun geschwungen und immer noch geschwun-gen, daß das Sägemehl stob.

Es wurde immer heißer.

Aber gegen den Mittag kamen über den Abendberg herüber schwarze Wolken gezogen und in das Reuchen und Aechzen der Schwingerpaare grollte bisweilen mürrisch ferner Donner, und ab und zu warf eine Wolke über Eglach den armen, in ihrem Schweiß sich herumklüpfenden Gesellen ein paar Tröpflein Kühlung auf die heißen Leiber.

Gefährlich wurde es indessen nicht, und das schöne Fest konnte ungehindert seines Weges gehen.

Um halb zwei Uhr erlebte man den Höhepunkt: der Festzug marschierte durchs Dorf. Nein, die Eglacher hatten sich nicht umsonst wochenlang gemüht. Die Straßenränder waren schwarz von staunenden Menschen, vielmehr nicht schwarz, sondern farbig gesprenkelt wie ein Osterei: grün, blau, weiß, rot, gelb und grau stand es da, denn es war ja Sommer.

An günstigen Plätzen hatten sich Photographen aus nah und fern aufgestellt: sie standen auf kleinen Stehleitern und steckten die Köpfe in die schwarzen, mit einem ebensolchen Tuche beschwanzten Zauberkästen. Und hier stand wirklich ein richtiger, wahrhaftiger Kurbelmann, ein Kinooperateur und kurbelte den Festzug für die Welt der weißen Leinwand. Großartig, wenn man sich das so recht vorstellte. Nächstens stolziert man in Zürich, St. Gallen, Basel, in Genf und weiß Gott wo sonst, im Kinobilde einher und lächelt dem da-sitzenden schauenden Publikum freundlich zu wie Senny Porten. Großartig, einfach großartig!

Die Eglacher Musik spielte, was das Blech hielt: Träm-träm-träridiri...

Am Abend war Preisverteilung. Vorher wurden Reden gehalten.

Wadere Reden von alter Schweizerkraft und edlem, vaterländischem Kampfspiel. Ein Regierungsrat, welcher zur Weiße des Tages extra nach Eglach gekommen war, tat von der bannergeschmückten Rednerbühne herab kund und wissen, daß heute in der schönen, stattlichen Gemeinde am Wald-berg des Landes Wägste und Beste beisammen seien.

„Bravo!“

Die Feststimmung dauerte bis in die Nacht hinein und bis in den Morgen hinüber. Und nicht wenige mußten, als der neue Tag herauf dämmerte und sie sich auf den Heimweg begaben, noch mit einem Rausche hosenlupfen und gehörig achtgeben, daß sie nicht zu Fall kamen.

(Schluß folgt.)

Aus der politischen Woche.

Die Vorgänge in Paris.

Poincaré setzt immer noch erfolgreich seine Finanz-sanierung fort. Eben hat er von der Kammer und Senat die Zustimmung erlangt für die Errichtung einer autonomen Amortisationskasse. Aus dieser Kasse soll der Zinsen-dienst für die „bons de défense“ bestritten werden; die

fälligen Staatscheine sollen gegen garantierte Papiere ein-getauscht werden können. So hofft man, den Staatshaus-halt von den „schwebenden Schulden“, den kurzfristigen in-neren Anleihen, entlasten zu können. Die heute noch leere Kasse soll gefüllt werden durch die Erträgnisse des Tabak-monopols, das durch Privatbetrieb ausgebeutet werden soll, der Erbschafts- und der Handänderungssteuern, der Lotterien, durch Schenkungen usw. Das Tabakmonopol soll allein anderthalb Milliarden einbringen. Ungewiß ist der Ertrag der andern Einnahmequellen, weil dieser sehr abhängt vom Wohl und Wehe der Volkswirtschaft. Die Handänderungs-steuer z. B. wird nur dann eine reichlich fließende Quelle sein, wenn viel gekauft und verkauft wird. Das wird aber nicht der Fall sein, wenn die mit Poincarés Deflations-, lies: Preisenfenspolitik unvermeidbar verbundene Stag-nation der Wirtschaft, die Krise, in Erscheinung treten wird. Immerhin hat — wenn nicht alles täuscht — auch für diesen Fall Poincaré die Gegenmittel in der Hand. Er hat näm-lich zugestandenermaßen die Frankenhause benützt zum An-kauf von Devisen und gleichzeitig ließ er der Bank von Frank-reich durch die Legislative das Recht geben, in unbeschränkter Höhe neue Noten zu drucken zum Ankauf der gutscheinenden Menge von neuen Devisen. Mit dieser Manöveriermasse in der Hand glaubt Poincaré den Franken auf alle Fälle halten zu können; ob dem so ist, hängt zum allergrößten Teil vom Vertrauen des Publikums in seine Macht und Geschid-lichkeit ab.

Die Kritik ist bis heute naturgemäß zurückhaltend ge-wesen, galt es doch, das patriotische Werk der Wiederauf-richtung des Frankens nicht zu stören. Aber gerade diese letztgenannte Maßregel hat bei vielen Sachverständigen schwere Bedenken hervorgerufen. Caillaux im „Deuore“ und Leon Blum in der Kammer bezeichneten die Devisenankäufe mit neuen Noten als versteckte Inflation. In der Tat kann man sich die Sache nicht gut anders denken, als daß die neuen Noten, auch wenn sie durch Devisen gedeckt sind, als umlaufendes Geld die Nachfrage verstärken, dadurch die Preise heben und den Frankenkurs drücken. Aber dies dürfte eben gerade Poincarés Gegenmittel gegen die drohende Krise sein und ist als solches vielleicht wertvoller für die franzö-sische Nationalwirtschaft, als es auf den ersten Blick scheint. Eine gewisse Unsicherheit über das künftige Geschid des Frankens beherrscht so die Spekulanten, die solchermaßen nun nicht mehr wissen können, was einträglicher ist, eine Spekulation auf Hausse oder eine solche auf Baisse.

Immer noch fraglich ist im Frankentrieg — auch Bel-gien macht an der Seite Frankreichs diesen finanziellen Großkampf mit — die Rolle, die das englisch-ameri-kanische Kapital dabei spielen will und wird. Poincaré hat bekanntlich die Parole ausgegeben: Frankreich hilft sich selbst. Belgien steht auf ganz gleichem Boden. Die französisch-belgische Uebereinstimmung wurde durch eine persönliche Be-sprechung zwischen Poincaré und Vandervelde, dem belgischen Außenminister, und Franqui, dem belgischen Finanzminister, die kürzlich in Paris stattfand, erzielt. Wenn aber Belgien, unter der Diktatur des Königs, für seine schwebenden Staats-schulden eine Zwangs-konsolidierung festsetzen mußte, so ver-sichert Poincaré ausdrücklich, daß in Frankreich eine solche Maßregel nie und nimmer in Frage kommen dürfe; was der Staat einmal versprochen habe, das werde er auf alle Fälle halten. Diese Versicherung soll beruhigend wirken auf die Debitoren des französischen Staates und die Rückkehr des geflohenen Kapitals beschleunigen. Was die Inanspruch-nahme fremder Kredite anlangt, so läßt auch hierin Poin-caré eine gewisse Unsicherheit bestehen. Nachdem er zuerst erklärte, Frankreich verzichte auf fremde Hilfe, obgleich aus Amerika, England, Holland und sogar aus Deutschland An-gebote in Hunderten von Millionen vorlägen, und Washing-ton seinerseits versicherte, aus Amerika wären Kredite nur nach der Ratifikation des Abkommens erhältlich, so heißt es jetzt, daß ausländische Kredite eventuell benötigt würden,

aber erst, wenn das einheimische Kapital nicht ausreicht. Auch die Ratifikationsdebatten sind bis nach den Kammerferien verschoben worden, nachdem vorher verlautete, Poincaré beabsichtige, die Schuldenabkommen durch die Deputierten verwerfen zu lassen, um nachher neue Verhandlungen anzuknüpfen. Diese Unsicherheit ist möglicherweise von Poincaré gewollt und soll die Zeit schaffen zur Aufrichtung der europäischen Gläubigerfront gegen den amerikanischen Schuldner. Poincaré hat die Kammer beschließen lassen, auf Dienstag die Nationalversammlung nach Versailles einzuberufen. Hier soll in kurzer Tagung die autonome Amortisationsklasse fest in die Verfassung eingesetzt werden. Der feierliche Klang des Namens Versailles wird in ganz Frankreich ein Aufwogen patriotischer Gefühle verursachen. Die Erinnerungen an große Zeiten werden wach werden: 1789, am 5. Mai, traten in Versailles die Reichstände zusammen; aus dieser Versammlung entstand dann die Nationalversammlung der großen Revolution; im Spiegelsaal des Schlosses schloß die dritte Republik den demütigenden Frieden mit Preußen-Deutschland — hier wurde das deutsche Reich unter Wilhelm I. proklamiert, hier mußte die deutsche Delegation 1918 unter nicht weniger demütigenden Bedingungen das Diktat von Versailles unterzeichnen. Die parlamentarische Opposition ist gewillt, die historische Stimmung des Augenblickes zu einem revolutionären Vorstoß auszunutzen; sie kündigt einen Antrag auf Abschaffung des Vetorechtes des Senates an. Ohne Zustimmung des Senates wird nämlich kein Vorschlag Gesetz. Die Mehrheit Poincarés hat sich gegen dieses Traktandum ausgesprochen. Doch scheint die Verfassung den Antragstellern recht zu geben. Ueber die Versailler Tagung können wir diesmal noch nicht Bericht erstatten.

Nicht unerwähnt soll bleiben, daß die Kammer einen Antrag zur Besteuerung der fremden Besucher abgelehnt hat, wohl mit der Ueberlegung, daß eine Fernhaltung der kleinen Frankenkäufer den Franken nur schädigt und daß die großen Valutajäger durch eine kleine Schröpfung nicht von Frankreich ferngehalten werden.

Politische Ereignisse in den übrigen Ländern.

In England dauert der Grubenstreik in den vierten Monat hinein. Der Schaden, der der englischen Volkswirtschaft daraus erwächst, wird bis Ende Juli auf 150 Millionen Pfund geschätzt. Noch ist das Ende nicht abzusehen. Die deutsche, belgische und französische Kohlenindustrie hat dabei Hochkonjunktur. Die internationale Arbeiterfront zugunsten der englischen Grubenarbeiter ist wirkungslos geblieben. Mehr als 1½ Millionen Arbeiter sind arbeitslos, zwei Millionen Frauen und Kinder hungern infolge des Streiks. Die konservative Regierung Baldwins wird sich die Niederzwingung der Kohlenarbeiter nicht als Ruhmesblatt in ihre Annalen schreiben; denn die Unkosten des Streiks, den eine kluge Regierung hätte vermeiden können, werden England auf Jahre hinaus belasten.

Außenminister Chamberlain ließ sich im Unterhaus über das Abessinische Abkommen zwischen England und Italien befragen. Die Angelegenheit wurde aktuell durch den Protest, den der abessinische Außenminister Ras Tafari in Genf deponierte. Nach Chamberlain planen England und Italien durchaus kein Attentat auf Abessiniens Unabhängigkeit. Die Zustimmung Abessiniens blieb bei der Abmachung vorbehalten, die Auseinandersetzungen in Genf würden sich ganz freundschaftlich gestalten. Immerhin bleibt Faktum, daß der Vertrag über dem Kopf eines Dritten geschlossen wurde, der erst nachträglich um seine Ansicht befragt werden sollte. England scheint nicht an dem Staudamm am Tanasee zu hangen; Chamberlain läßt wissen, daß dieser Damm auch auf englischem Boden errichtet werden kann. Man gewinnt den Eindruck, daß die ganze Abmachung nichts anderes war als eine Höflichkeitsbezeugung Chamberlains seinem Rapallo-Freunde Mussolini gegenüber.

Am 1. August traten in Italien die neuen Wirtschaftsgesetze in Kraft. Mussolini führt selbst das Ge-

wirtschaftsministerium. Seine Einführungsrede gipfelte in der Behauptung, daß mit der Neuordnung in Italien die soziale Frage nunmehr gelöst sei und kein Mensch mehr Anlaß zu Klagen hätte. Trotz dieses paradiesisch anmutenden sozialen Friedens wird das Brot teurer und sinkt die Lira. Der Teuerung soll durch vermehrten Getreideanbau abgeholfen werden; die neue Ernte soll Italien zum großen Teil unabhängig machen von fremdem Getreide; die Faschisten verkündeten schon lange zum voraus ihren Sieg im „Getreidekrieg“. Jegliches Luxusgebäude ist verboten, ein Normalbrot soll das italienische Volk zur Genügsamkeit erziehen. Der kranke Lira hofft man durch die Verbesserung des Wirtschaftsbudgets aufhelfen zu können. Man fragt sich, ob zwischen dem Druck auf die Lira und der Weigerung Bolpis, zum Goldstandard zurückzukehren, ein ursächlicher Zusammenhang besteht. Anders kann man das Sinken der italienischen Valuta bei aktiver Handelsbilanz und Ueberschüssen im Staatshaushalt schier nicht erklären.

Nicht alle Italiener sind überzeugte Faschisten. Die im Ausland schon gar nicht. Von diesen vernimmt man gelegentlich skeptische Urteile über Italiens Zukunft. Die merkantile Isolierung, wie sie sich gegenwärtig vollzieht, erscheint ihnen als Unsinn; das Italien, das keine Kohle und kein Eisen und kein Petrol besitzt, könne sich diese Eigenbrödelei nicht leisten. Die künstliche Einschränkung der Bedürfnisse könne auf die Dauer ohne Schädigung der Produktion nicht aufrecht erhalten werden. Diese Kritik liest man etwa im „Corriere degli Italiani“, dem Organ der „Furor-usciti“. Im Lande selbst wäre sie undenkbar. Toscanini, der berühmte Dirigent des Scalaorchesters, der sich neulich in stolzer Gelassenheit weigerte, auf Befehl die Faschistenhymne „Giovinezza“ zu spielen, wird wohl Mailand und Italien verlassen müssen. Den Ersch haben die Faschisten schon in Bernhard Shaw, der, verärgert durch sein Volk, das seinen 70. Geburtstag ignoriert, England den Rücken gekehrt hat und nach Stresa am Lago Maggiore gereist ist.

Alarmierende Nachrichten kommen aus Polen und Rußland. Die Polen, so hieß es, mobilisieren gegen Litauen, um Kowno, der heutigen provisorischen Hauptstadt (die Litauer betrachten immer noch das ihnen durch einen Handstreich des polnischen Generals Zeligowski weggenommene Wilna als ihre rechtmäßige Hauptstadt) zu erobern. Diese Nachrichten werden polnischerseits als falsch dementiert. Offiziell dementiert sind auch die Gerüchte von einer Militärrevolte in Leningrad und einer Flottenmeuterei im Schwarzen Meer, die aus Rußland kommen. Durch den plötzlichen Tod Dshershinskis, des blutigen Tschekaführers, und durch die Abhebung Zinowiews als Leiter der Kommunistischen Internationale, wurde die Aufmerksamkeit des Auslandes auf die innerpolitischen Vorgänge in Rußland gelenkt. Es muß sich dort ein gewaltiger Machtkampf zwischen der radikalen Richtung Zinowiews, die die Weltrevolution mit allen Mitteln erstrebt, und der gemäßigten Richtung Stahhins, die die Versöhnung mit dem Auslande und dessen Kredithilfe sucht, abspielen. Noch weiß man nicht, welche Partei obsiegen wird. Auch ist Trozkis Rolle in diesem Kampfe noch rätselhaft.

Ein weltgeschichtlich hochbedeutsamer Kulturkampf ist in Mexiko entbrannt. Diktator Calles hat endlich ernst gemacht mit der Durchführung längst beschlossener Entseignungsgesetze gegen die bisher allmächtige katholische Kirche. Zwei Drittel des Bodens von Mexiko waren bis heute im Besitz des Klerus. Ungeheure Reichtümer sind in den Jesuitenkirchen angehäuft, während das große Volk in Armut und Unwissenheit verkommt. Diese Kirchengüter sollen nun an den Staat und an die Volkswirtschaft übergeführt werden. Der ganze nationale und internationale Katholizismus lehnt sich nun gegen die „Veraubung“ der Kirchen auf. Reichlich Blut ist schon geflossen, und der Papst hat seine ganze Weltmacht, vor allem das internationale Kapital, gegen Calles mobilisiert. Dieser bleibt aber unerschüttert. Der Ausgang des Kampfes ist auch hier noch ungewiß. — ch